

---

# Drei Frauen machen Karriere

---

*Von Martin Beglinger*

Wohin gehöre ich? Vor zehn Jahren war das für die drei jungen Einwanderinnen aus Kosovo das grosse Thema. Heute haben sie als berufstätige Mütter andere Sorgen.

Die Idee hätte einfacher kaum sein können. Vor zehn Jahren waren die Schweizer Medien noch voll mit Berichten über albanische Raser, albanische Dealer und albanische Einbrecher. Warum also nicht einmal über erfolgreiche Einwanderer aus Kosovo schreiben? Denn die gab es sehr wohl, schon damals. Rasch hatte ich sieben von ihnen gefunden, die sich nicht oder kaum kannten, es folgten sieben lange Gespräche über die Gründe ihres Erfolgs.

Seither hatte ich sie aus den Augen verloren. Umso grösser war die Neugier auf das Wiedersehen mit dreien von ihnen: Shqiponja Isufi, 36, Shqipe Bajrami, 41, und Ylfete Fanaj, 35. Damals waren sie Studentinnen, eher schüchtern und keineswegs auf mediale Präsenz versessen. Die Vorstellung von der Rolle als Vorzeige-Kosovarinnen behagte ihnen wenig. Und überhaupt: Was heisst schon erfolgreich? stellten sie rasch die Gegenfrage. Als ob nur erfolgreich und glücklich sein könne, wer studiert habe.

Jetzt sitzt Shqiponja Isufi im Sitzungszimmer «Park Avenue» am Zürcher Hauptsitz der KPMG Schweiz, gutgelaunt und selbstbewusst. Damals stand sie am Ende ihres Wirtschaftsstudiums, heute ist Shqiponja Isufi promovierte Ökonomin, eidgenössisch diplo-

mierte Wirtschaftsprüferin sowie Lehrbeauftragte an der Universität St. Gallen. 1990 war sie im Alter von neun Jahren nach Emmen gekommen, wohin bereits ihre Eltern aus Gjilan flüchten mussten. Nach der Primar- und Sekundarschule wechselte sie ans Gymnasium und schliesslich an die Universität Zürich. Seit sechs Jahren arbeitet sie am Hauptsitz der KPMG Schweiz in Zürich, wo sie die Jahresabschlüsse von Milliardenkonzernen überprüft und nebenbei die Ausbildung im Bereich Audit leitet. Shqiponja Isufis Karriere ist in voller Fahrt, das Handy surrt im Minutentakt.

Das Treffen mit Shqipe Bajrami findet in einem Restaurant am Zugersee statt. Eigentlich lebt sie seit kurzem in Karlsruhe und besucht für ein paar Tage ihre Eltern in der Schweiz. Sie ist die älteste Tochter eines Schuldirektors, der 1994 politisches Asyl in der Schweiz erhielt. Shqipe Bajrami war 20 und bereits Studentin in Prishtina, als sie mit ihrer Mutter und den fünf Geschwistern zum Vater nach Chur zog. Sie sprach kein Wort Deutsch, doch innert kürzester Zeit holte sie die eidgenössische Matura nach. Dann begann sie ihr Studium in Germanistik, Völkerrecht und Politikwissenschaft, nebenbei übersetzte sie für Behör-



## Vor zehn Jahren und heute: Shqipe Bajrami, Wirtschaftsprüferin.

den und Justiz. Nach dem Uniabschluss war sie mehrere Jahre auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene als wissenschaftliche Mitarbeiterin, juristische Adjunktin, Familienbeauftragte und als Gastdozentin tätig. Und sie stieg in die Politik ein, 2015 als Nationalratskandidatin für die CVP des Kantons Zürich. Gewählt wurde sie zwar nicht, aber ihre Erfahrungen waren «derart positiv, dass ich sofort wieder kandidieren würde».

Die dritte Wiederbegegnung findet in Luzern statt. Dort lebt und arbeitet Ylfete Fanaj, 35, mittlerweile die wohl bekannteste Schweizer Politikerin mit kosovarischen Wurzeln. Vor zehn Jahren war sie eben erst ins Stadtparlament gewählt worden, jetzt ist sie Fraktionschefin der SP im Luzerner Kantonsparlament. Sie war neunjährig, als sie 1991 zu ihren Eltern und Geschwister nach Sursee zog. Nach der Primar- und Sekundarschule machte sie das KV samt Berufsmatura und dann den Bachelor an der Hochschule für Soziale Arbeit in



Luzern. Sechs Jahre lang war Ylfete Fanaj Integrationsbeauftragte des Kantons Nidwalden, nun arbeitet sie an ihrer Masterarbeit.

Wie es ihnen geht? Gut, sehr gut, sagen alle drei. Das sagen zwar alle Albaner («mirë, shumë mirë»), auch wenn es ihnen schlechtgeht, aber hier ist es keine Floskel. Als Shqiponja Isufi von ihrem «grossen Glück» erzählt, meint sie jedoch nicht ihre steile Karriere, sondern ihre Familie. «Ich habe einen Ehemann und zwei gesunde Kinder.» Das kann auch Shqipe Bajrami Grohs über sich sagen, sie ist derzeit in Mutterschaftsurlaub. «Alle dachten, ich würde sicher mal einen Zürcher Juristen heiraten, aber sie lagen falsch.» Ihr Ehemann ist Professor für Politikwissenschaft, deshalb ist die Familie von Zürich nach Karlsruhe gezogen. Dass er Deutscher ist, ist ihr kaum der Rede wert. Binationale Ehen seien 2008 vielleicht noch die Ausnahme gewesen, 2018 hingegen sei das normal, zumindest in ihrem Bekanntenkreis. «Je durchmischer, umso besser», sagt Shqipe Bajrami.

Auch Ylfete Fanaj ist seit einem Jahr verheiratet. «Ich weiss, nun kommt die Frage nach der Nationalität meines Mannes. Für meinen Alltag spielt das überhaupt keine Rolle, doch warum ist das den Leuten so



### **Ylfete Fanaj: Sozial- arbeiterin und SP-Kantonsrätin in Luzern.**

wichtig? Ist es ein Albaner, dann denken sie, aha, sie ist zwar gut integriert, doch am Schluss heiraten sie trotzdem unter sich. Ist es ein Schweizer, dann heisst es, das sei nun das Tüpfli auf die gelungene Integration. Die Nationalität so zu bewerten, das nervt.»

Bin ich Albanerin? Kosovarin? Schweizerin? Wieviel Abnabelung braucht es? Vor zehn Jahren drehten sich die Gespräche oft um solche Fragen. Das sei vorbei, sagen alle drei. Es ist kein Thema mehr für sie, so wenig wie der Pass, seit alle einen schweizerischen haben. «Die Herkunft der Mitarbeiter interessiert hier niemanden; je weiter oben, umso weniger», sagt Shqiponja Isufi, deren Einbürgerung zunächst an der Gemeindeversammlung in Emmen abgelehnt worden war – ohne Begründung. «Meine interkulturelle Kompetenz ist nützlich in diesem internationalen Berufsumfeld», sagt Shqiponja Isufi, die im Büro in der Hälfte der Zeit Englisch spricht. «Auch ich geniesse beide Seiten in mir», sagt Shqipe Bajrami, die sich darüber ärgert, wenn sie in Zürich allzu forsch nach ihrer Herkunft ausgefragt wird. («Ich bin Zürcherin! Und woher kommen Sie?») «Früher hatte ich oft das Gefühl, ich müsse mich für eine Seite entscheiden. Doch das hat sich völlig entspannt», sagt Ylfete Fanaj.

Was erst recht nie eine Rolle im Leben der drei spielte: Religion. Das war schon bei ihren Eltern so, und auch die Töchter hielten es nie anders. «Mein Mann und ich sind gläubige Atheisten», sagt Shqiponja Isufi. Auch ihre Söhne will sie «in einem aufklärerischen Geist erziehen, damit sie nicht eines Tages brainwashed werden». Shqipe Bajrami ist zwar Mitglied bei einer katholisch geprägten Partei, doch niemand bei der CVP hat sie nach ihrer Religionszugehörigkeit gefragt. Auch für sie selber ist es nicht von Belang.

Es ist offensichtlich, dass sich diese drei Frauen freigeschwommen haben aus den Resten des Traditionalismus, sie leben in einem säkularen bi- oder multinationalen Umfeld, in dem die Bildung mehr Gemeinsamkeiten schafft als die Herkunft. Dennoch käme es keiner in den Sinn, ihre kosovarischen Wurzeln demonstrativ zu kappen. Ihre Namen haben sie behalten, und mit ihren Kindern sprechen sie konsequent albanisch, damit sie zweisprachig aufwachsen. Kennt



**Shqiponja Isufi:  
Wissenschaftlerin,  
Adjunktin, Gast-  
dozentin.**

Shqiponja Isufi ein Wort nur auf deutsch («Was heisst Raupe?»), fragt sie bei ihrer Mutter nach.

Was diese Frauen im Jahr 2018 beschäftigt, hat wenig bis nichts mit ihrer Herkunft zu tun, sondern mit Problemen, die fast jede gut ausgebildete Mutter in ihrem Alter umtreiben; in erster Linie ist das die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Shqiponja Isufi arbeitet zu 100 Prozent, «und wenn das eine Mutter in der Schweiz tut, dann hat sie sofort Erklärungsbedarf. Wo sind die Kinder? Vielleicht im Auto der Mama auf dem Firmenparkplatz?» Ihre beiden Kinder sind tagsüber in der Krippe, bei Bedarf springen die Eltern oder die Schwestern ein. «Sie halten das für selbstverständlich, ich hingegen nicht. Dafür bin ich umso dankbarer.» Alles weitere teilt sie partnerschaftlich mit ihrem Ehemann auf, einem albanischstämmigen Mazedonier, der vor 20 Jahren eingebürgert wurde und wie sie Ökonomie studiert hat. «Ich liebe meine Kinder, aber ich liebe auch meinen Beruf. So haben die Kinder eine glückliche Mutter», sagt die Wirtschaftsprüferin.

Auch Shqipe Bajrami kennt das Balancieren zwischen Familie und Beruf. Damit das künftig einfacher geht und nicht nur an der Unterstützung der Ver-

wandten hängt, ist sie in die Politik gegangen und liess sich 2015 in Zürich als Nationalratskandidatin der CVP aufstellen. Wie sich diese Vereinbarkeit verbessern liesse, erlebt sie derzeit in Karlsruhe, wo die Kita-Tarife einen Bruchteil von jenen in Zürich ausmachen, die sie für «skandalös hoch» hält. Und noch etwas fände sie dringlich: Tagesschulen. «Damit liessen sich die Chancen gerade von Migrantenkindern verbessern.»

Schule und Familie waren schon vor zehn Jahren die beiden Schlüssel zur Ergründung des Erfolgs. Sind die Eltern bildungsnah wie die Bajramis und Isufis, dann liegt der Schulerfolg der Kinder selten fern. Shqiponja Isufi erinnert sich: «Mein Primarlehrer wollte mich damals in die Realschule einteilen. Doch mein Vater sagte, mit diesen Noten gehörte ich ans Gymnasium.» Der Kompromiss war die Sekundarschule, wo sie auf einen Lehrer traf, der sie förderte und fürs Gymnasium empfahl. «Ohne seine und die Unterstützung meiner Eltern hätte ich es vielleicht

---

nicht geschafft.» Shqiponja Isufi hat in den letzten Jahren «so viele Bücher über Erziehungsfragen gelesen», dass sie und ihr Mann sich bereits jetzt Gedanken über die Einschulung ihrer Söhne machen, der eine ist zweijährig, der andere sechs Monate alt. «Es geht nicht darum, unbedingt Doktoren aus ihnen zu machen, denn jeder muss seinen eigenen Weg finden, der für ihn stimmt. Aber darf man einfach dem Zufall überlassen, ob sie gute Lehrer bekommen?» Lieber als eine Privatschule wäre ihr, wenn ihr Ehemann sein Arbeitspensum reduzierte, um mehr Zeit für die Kinder zu haben. «Das entspricht gar nicht dem traditionellen Rollenbild der Albaner – aber auch nicht dem der Schweizer. Mein Mann hat ein pädagogisches Flair, und wir finden es beide wichtig, dass unsere Kinder zum Beispiel alle vier Fälle der deutschen Sprache beherrschen.»

Doch was, wenn die Eltern nicht Akademiker sind? Dann steigt der familiäre Druck, wie bei Ylfete Fanaj, deren Vater Arbeiter ist. Ihre Eltern waren zwar stolz, als sie das KV abschloss, zugleich fragten die Verwandten in Kosovo nach: Hat sie schon einen Mann? Wann heiratet sie endlich? «Ich musste viele Gespräche mit meinen Eltern führen, um diese traditionellen Vorstellungen aufzuweichen», sagt Ylfete Fanaj. Sie war von drei Geschäftsführerinnen einer Sprachschule (alle mit migrantischem Hintergrund) zur Berufsmatura ermuntert worden. «Ohne sie hätte es vielleicht nicht geklappt.»

Jetzt ist Ylfete Fanaj selber in der Rolle der Mutmacherin, die immer wieder von jungen Kosovarinnen aus der ganzen Schweiz und immer auf deutsch um Rat gefragt wird, weil sie ihren Werdegang kennen. Dass erfolgreiche Integration viel mit persönlichem Engagement zu tun hat und weniger mit grossartigen Konzepten, diese Erfahrung hat Ylfete Fanaj auch in Nidwalden gemacht. «Das pragmatische Engagement, bei dem die Parteizugehörigkeit keine Rolle spielt, hat mich beeindruckt, auch wenn die Welt in den Nidwaldner Gemeinden für mich als Stadtluzernerin am Anfang schon eine ziemliche fremde war.»

Und was ist mit Kosovo? Viel Grund zu einer Jubelfeier sehen sie nicht, aber wenigstens können alle drei wieder in ihre alte Heimat reisen, ohne um ihr Leben zu fürchten. «Ich habe noch die ethnischen Säuberungen an den Schulen erlebt», sagt Shqiponja Isufi, «diese Grundangst habe ich heute nicht mehr.» Eine Rückkehr kann sie sich gleichwohl nicht vorstellen.

Shqipe Bajrami hielt im Februar 2008 eine Rede in Adliswil unter dem Titel «Danke, Schweiz», weil diese den neuen Staat so rasch anerkannte. Doch das Land, das sie erstmals nach 14 Jahren wieder besuchte, war ihr fremd geworden. Häuser aus der Kindheit zerstört, enge Verwandte ermordet, viele Bekannte im Ausland. Trotzdem ist für sie denkbar, zeitweilig wieder dort zu leben, zumal wenn eine Völkerrechtlerin mit Elan und diplomatischem Geschick gebraucht wird.

«Am Anfang hatte ich Hoffnung, dass die Menschen besser zum neuen Staat schauen, weil es jetzt immerhin ihr eigener ist», sagt Ylfete Fanaj, die mindestens einmal im Jahr nach Kosovo reist und sich vorstellen kann, für ein paar Jahre wieder dort zu leben und zum Aufbau des Landes beizutragen, denn «die Veränderung muss vor Ort geschehen». Doch ihre Gefühle sind gemischt, die Hoffnung ist geschwunden. Lange wollte sie keine Nachrichten aus Kosovo hören, weil es sie dermassen deprimierte. «Die Lethargie ist gross, die Leute fühlen sich im Stich gelassen, vor allem von der Politik. Und wenn im Sommer die Verwandten aus der Schweiz kommen, dann wird verglichen und wird die Unzufriedenheit noch grösser.» Ja, sie wisse, dass zehn Jahre eine kurze Zeit seien in der Geschichte eines Landes, sagt Ylfete Fanaj, und gerade weil die Strukturen so zäh seien, befürchtet sie, dass die Veränderungswilligen ihr Glück erst recht im Ausland suchten. «Ich will jetzt leben», hört sie oft bei ihren Besuchen in Kosovo. «Meine Verwandten jammern über die Korruption, aber auch sie handeln ihre Bussen bei der Polizei herunter und sagen mir, so sei das halt in Kosovo, mit meiner Schweizer Mentalität käme man hier nirgends hin. Viele Leute erwarten alles von den andern, nur nichts von sich selber.»

Diese Opferhaltung hat Ylfete Fanaj schon vor zehn Jahren geärgert, ob in Kosovo oder in der Schweiz. «Wenn jemand dauernd sagt, als Albaner werde er in der Schweiz eh nur diskriminiert, dann kann das auch zur Prophezeiung werden, die sich selber erfüllt. Wer lehrt die Jugendlichen, an sich selber zu glauben und selber Verantwortung zu übernehmen?»

In der Schweiz, sagen die drei Frauen, habe sich hingegen vieles getan in den letzten zehn Jahren. Shqiponja Isufi hat zwar keine Statistiken, aber den bestimmten Eindruck, «dass heute sehr viel mehr Albaner an den Universitäten studieren als zu meiner Zeit». In St. Gallen startet sie keine neue Lehrveranstaltung, ohne auf albanische Namen zu stossen; ebenso bei den Audit-Kursen, die sie in ihrem Unternehmen leitet.

Sie wolle nicht schönfärben, es sei noch vieles verbesserungsbedürftig, sagt Ylfete Fanaj, aber wenn sie eines ändern würde an besagtem Artikel vor zehn Jahren, dann wäre es der Untertitel. Damals hatte er geheissen: «Warum es nur wenige Albaner in der Schweiz schaffen. Und viele nicht.» Heute würde sie den Satz umdrehen: «Warum es viele Albaner in der Schweiz schaffen. Und nur wenige nicht.»

---

*Martin Beglinger ist Redaktor bei NZZ Geschichte.  
Fotos: Christian Schnur, Zürich.*